

**Zeitschrift:** Schweizerische Taubstommen-Zeitung  
**Herausgeber:** Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme  
**Band:** 12 (1918)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Ein fideler Sommerausflug [Schluss]  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-922741>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 25.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Schweizerische Taubstummens-*Zeitung*

Organ der Schweiz. Taubstummen und des „Schweiz. Fürsorgevereins für Taubstumme“

Redaktion: Eugen Sutermeister, Zentralsekretär, in Bern

12. Jahrgang Nr. 4	Er scheint auch in diesem vierten Kriegsjahr nur am 1. jeden Monats (sonst alle 14 Tage)	1918 1. April
	Abonnement: Jährlich Fr. 2. —. Ausland Fr. 2. 60 mit Porto Geschäftsstelle: Eugen Sutermeister in Bern, Gurtengasse 6 (Telephon 40.52) Inseratpreis: Die einspaltige Petitzeile 20 Rp.	

## Zur Erbauung

### Zum Osterfest.

Der Karfreitag liegt hinter uns. Da haben wir um Christi Tod geklagt. Aber heute feiern wir Ostern. Da hören wir die frohe Osterbotschaft: „Er ist nicht tot! Er lebt!“

Aber viele wollen das nicht glauben. Sie sagen: „Wer gestorben ist, der ist tot. Und wer begraben ist, der bleibt im Grabe.“ Und für uns Menschen ist das gewiß auch richtig. Wir können nicht mit dem gleichen Leibe vom Tode auferstehen. Für unsern Leib ist das Grab ein Gefängnis, das er nicht wieder verlassen kann.

Aber für Jesus gilt das nicht. Er war Gottes Sohn. Darum konnte das Grab ihn nicht halten. Er hat zu dem Tode gesagt: „Hier bin ich. Halte mich, wenn du kannst.“ Aber der Tod hatte keine Macht über ihn. Auch der Teufel und die Hölle nicht. Als seine Zeit gekommen war — nach drei Tagen — da ist er von den Toten auferstanden.

Dadurch hat er den Tod für alle Zeiten besiegt. Nicht nur für sich, sondern für alle Menschen. Tod und Teufel haben keine Macht mehr über uns. Sterben müssen wir trotzdem noch. Aber der Tod ist nun keine Strafe mehr für uns. Wir brauchen uns nicht mehr vor dem Tode zu fürchten. Sondern er ist uns ein guter Freund. Wenn wir alt und krank und schwach und müde sind, dann kommt er und schließt uns die Augen und erlöst uns von aller Arbeit und allem Leid dieser Erde.

Die Seele aber stirbt überhaupt nicht. Sie kann nicht sterben, denn sie ist ein Stück von Gott. Sie war in dem Leib eingesperrt und wird nun frei. Wie ein gefangener Vogel sich freut, wenn wir ihn frei lassen, so freut unsere Seele sich, wenn wir sterben. Denn dann ist sie frei von dem irdischen Leibe. Sie kann dann fort von der Erde, dorthin, wo ihre Heimat ist. Denn von Gott ist sie gekommen und zu Gott soll sie zurückkehren.

Aber freilich nicht jede Seele kann nach dem Tode zu Gott zurückkehren. Darum müssen wir sorgen, daß unsere Seele rein ist vom Sündenschmutz. Wir müssen an Jesus glauben und ihn bitten. Dann nimmt er die Sünde von uns. Und dann können wir ewig leben.

Und nicht nur die Seele soll ewig leben. Nein, in der Ewigkeit soll unsere Seele auch wieder einen Leib haben. Einen himmlischen Leib, wie Jesus ihn bei der Auferstehung hatte. Darum freuen wir uns, daß wir ein Osterfest haben.

## Zur Unterhaltung

### Ein fideler Sommerausflug.

(Schluß.)

Auf der kleinen Scheidegg angekommen, trennte sich Richard von seinen Begleitern und, indem die letztern im Hotel Scheidegg einkehrten, kletterte er, anstatt den bequemeren Umweg zu wählen, in direkter Richtung zum Lauberhorn empor. Es ging u. a. über eine Schieferhalde und mehr als einmal rutschte der Waghalsige nicht unbedenklich zurück, aber dank

seinem guten Bergstock gelang ihm schließlich doch die Traversierung (Durchquerung) dieses unwegsamen Gebiets. In Schweiß gebadet langte Richard auf der Kuppe des Hügels an, wo bereits ein Turnverein lagerte. Ein eisiger Wind ging hier oben. Ohne langes Besinnen warf sich Richard glatt auf den Bauch und schaute hinunter, wo sich seinen Blicken das ganze schöne Lauterbrunnental auftrat. Die Turner mochten dem Fremden wohl warnend zugerufen haben; denn an der Stelle, wo Richard lag, senkte sich das Lauberhorn fast senkrecht ab und die Gefahr eines Absturzes lag nahe. Plötzlich fühlte Richard sich an beiden Beinen gepackt und zurückblickend gewahrte er einen handfesten Turner, der offenbar einem Unglück vorbeugen wollte. Eine Erkältung befürchtend, stand Richard indes bald wieder auf, ging auf eine Schneehalde zu und schoß wie ein Pfeil hinunter, wobei ihm wiederum sein trefflicher Bergstock sehr zu statten kam. Den ganzen Hergang hatten seine Freunde teils mit bloßem Auge, teils mit dem Fernglas beobachtet. Wieder vereint, zogen die drei bald von dannen — es ging nunmehr abwärts — Ziel Grindelwald. Nebenbei bemerkt, kostete auf der Kleinen Scheidegg ein Glas Wasser 20 Rp.

Dieses Gewirr von Wurzeln und Steinen machte Richard sichtlich Spaß; hurtig sprang er über Stock und Stein und stieß wiederholt freudige Jauchzer aus. Durch dieses Getolle kam er bald weit in Vorsprung; hinter ihm trappte vorsichtig der behäbige Karl mit seinen Weinflaschen, die allerdings zum größten Teil bereits geleert waren; und weit zurück, noch fast oben, bemühte sich der ungelente Louis, nachzukommen.

Es war verabredet, auch noch die Große Scheidegg zu traversieren; allein der arme Louis jammerte, er habe Blasen an den Füßen gekriegt und könne kaum noch weiter. Da hatten wir die Bescherung! Wohl oder übel mußten wir unsern Plan ändern. Auf einer schattigen Dorfwiese hielten wir „Kriegsrat“. Unser Karl wußte bald Bescheid: er kannte in Brienz einen taubstummen Holzbildhauer, den wollten wir besuchen. Melancholisch machten wir gute Miene zum bösen Spiel. Nun aber rasch auf den Bahnhof; denn wir wollten absolut noch nach Meiringen, um das Naturwunder der Aareschlucht zu schauen. Allerdings war es schade um den Grindelwaldgletscher, den wir nicht mehr eines Besuches

würdigen konnten, wenn wir nicht den Zuganschluß verpassen wollten. So dampften wir denn nach Interlaken zurück und gelangten von hier richtig nach Meiringen, das mit seinen anmutigen Schindelhäuschen einen freundlichen Anblick bietet. Es wimmelte hier von Fremden und Kurgästen. Mit je einem Franken erkauften wir uns den Eintritt zur Aareschlucht. Ueber eine lange, an den Felswänden befestigte Stegbrücke gelangte der Besucher bis tief ins Innere der ewig kühlen Schlucht. Die pfeilschnell dahinschießenden Wasser der Aare verbreiteten im Hochsommer eine angenehme Kühle. Man gelangt schließlich an eine Stelle, wo das Wasser aus einem Stollen hervorsprudelt, die eigentliche Quelle aber befindet sich weiter oben im Gebiet des Aaregletschers. Die Hänge sind bewaldet; das Ganze wirkt schauerlich-schön auf den Beschauer. Wie aber, wenn einmal der Steg mit einer schweren Menschenlast unter sich zusammenbräche? Das gäbe ein katastrophales Unglück, denn an eine Rettung wäre kaum zu denken!

Am Abend befanden wir uns in Brienz und trafen zu unserer Freude den Gesuchten — der Name des Wackern ist leider meinem Gedächtnis entschwunden — in vollem Schaffen in seiner Werkstatt, wo er just mit der Ausführung eines Auftrages — er hatte einige Tausend Distelfinken aus Holz zu liefern — beschäftigt war. Er war ein groß gewachsener Mann mit wallendem grauen Vollbart. Der edle Charakterkopf mit den klugen Augen würde einem Künstler, der die Rüttligruppe meißeln wollte, als Walter Fürst trefflich als Modell gestanden haben. Wir amüsierten uns an allerhand Modellen und fertigen Bildwerken, die im Atelier zu sehen waren. Inzwischen kam auch die kleine Frau des Künstlers herzu und bald erfuhren wir, daß das Ehepaar — wenn ich mich noch recht erinnere — 11 Kinder sein eigen nennt, die ohne Ausnahme hörend zur Welt gekommen seien. Der Meister hängte seine Arbeitsschürze schmunzelnd an den Nagel und wir nahmen ihn mit zu einem Schoppen und ließen dabei seine hehre Kunst wohlleben. Bei einem Rundgang im Dorf Brienz beobachteten wir auch die Rothornbergbahn. Unser Gewährsmann gab sich auch als Bergführer aus und lud uns für ein andermal zu einer größeren Tour ein. So endete unsere ins Wasser gefallene Große Scheidegg-Route noch mit einem vernünftigen Abend im Schnitzlerdorf Brienz und als wir dann auf der Heimreise nochmals Interlaken passierten, besuchten wir u. a. auch

die Heimwehfluh. Es waren köstliche Stunden, die wir hier verlebten. Interlaken mit seinen feinen Hotels, den schmucken Bernerinnen in ihrer kleidsamen Tracht und vor allem das prächtige Jungfraupanorama nahmen wir als liebliche Erinnerung mit nach Hause. Natürlich wurden wir auf dem Bahnhof in Bern von einer großen Anzahl Schicksalsgenossen erwartet und hatten diesen vollauf zu erzählen. Darüber befragt, wie es ihm gefallen habe, griff unser guter Karl in seine abgemagerte Börse und meinte ehrlich, ein andermal mache er es halt besser ohne die teuren Hotels — es komme dann billiger. Doch stimmten alle Teilnehmer, also auch der lange Louis, darin überein, daß es ein sehr schöner, denkwürdiger Sommerausflug gewesen sei.

Anmerkung der Redaktion. Der gehörlose Schnitzler lebt noch, heißt J. Michel-Moser und ist im Jahrgang 1914 unseres Blattes, Seite 149, im Bild verewigt worden mitsamt Erzeugnissen seiner geschickten Hand.

Zur Notiz. Druckfehler-Berichtigung: Seite 24, Zeile 2 von oben soll es statt „auf einer langen Brücke“ heißen: auf einer langen Strecke.

### Das Beispiel leuchtet.

Im illustrierten Arbeiterfreund las ich einmal eine kleine hübsche Erzählung. Ein Herr berichtete, daß er in Amerika einmal in einer kleinen, schlechtbeleuchteten Stadt, bei dunkler Nacht, einen Mann mit einer Laterne habe auf sich zu kommen sehen. Beim Herannahen des fremden Mannes bemerkte der Herr an dessen Benehmen, daß er blind war.

„Lieber, fremder Mann, sind Sie blind?“ fragte er ihn. „Ja“, antwortete der Fremde. „Aber warum tragen Sie denn eine Laterne durch die Nacht? Die kann Ihnen ja doch nicht leuchten.“ Der Blinde sprach: „Ich trage sie, damit die Leute sich nicht an mir stoßen.“ ...

Der brave Mensch! Er selbst hatte keine Laterne nötig. Aber seinen hastigen, rücksichtslosen Mitmenschen hat er an einem kleinen Ärger vorbeigeleuchtet! Wie mancher hatte ihn wohl schon unfreundlich angefahren, wenn er mit ihm zusammengestoßen war? Mit der Laterne hat er seine Mitmenschen schon von weitem gewarnt: Du mußt aufpassen! Ich bin nicht schuld, wenn wir zusammenstoßen.“ Gewiß hat jeder, der dem Blinden begegnet war, nachher darüber nachgedacht und ist nicht mehr achtlos und rücksichtslos an seinen Mitmenschen vorübergerannt.

Wie viele, viele Blinde gibt es noch gegenüber dem Alkoholgenuß? Daß Alkohol ein Gift sei, wissen heute fast alle Menschen und doch sagen die meisten noch: „Ich brauche nicht Abstinenz zu sein. Mir nützt dies nicht.“ Über einen Trinker aber geraten sie in Zorn und über dem Elend, das der Alkoholgenuß in so viele Familien bringt, möchten sie verzagen. Wer seinen Nächsten dienen will, muß ihnen leuchten. Das Beispiel leuchtet. Jeder, der die Kraft hat, gebe das Beispiel der Abstinenz, dann wirkt er Gutes und ihm selbst gereicht's zum größten Nutzen! F. C. R.

## Zur Belehrung

### Die Erfindung des Schießpulvers.

Im gegenwärtigen Weltkrieg wird eine unzählbare Menge Schießpulver verbraucht! Oft auch entzündet sich durch Zufall große Pulverbvorräte, die dann ungeheuren Schaden anrichten an Material und Menschen. So sind kürzlich eine Million Granaten (Hohlgeschosse mit Sprengpulver gefüllt) in Courneuve in Frankreich in die Luft geflogen und haben 53 Werkstätten beschädigt oder zerstört. Mehr als 1500 Personen wurden durch die Explosion verwundet.

In dieser Zeit der unaufhörlichen, schon bald 4 Jahre dauernden wahnsinnigen Schießerei wird es die Leser interessieren, näheres über das unselige Schießpulver zu erfahren.

Einen Mönch im Kloster zu Freiburg in Baden, namens Berthold Schwarz, welcher um das Jahr 1350 lebte, hält man für den Erfinder des Schießpulvers. Dieser hatte sich, wie viele Leute damaliger Zeit in den Kopf gesetzt, den Stein der Weisen zu finden, das heißt, die Kunst, aus Erde und Steinen Gold zu machen. Da saß er denn in seiner Zelle (Stube) und mischte allerlei zusammen; aber immer wollte noch nicht kommen, was er suchte. Einmal zerstiess er Schwefel, Salpeter und Holzkohle in einem Mörser zu Staub und deckte denselben mit einem Steine zu. Da es dunkel geworden war, schlug er Feuer an, um sich Licht anzuzünden; aber mit einem Mal bligte und knallte es ihm um die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verging. Ein Funken war in den Mörser gefallen und der Stein flog mit großer Kraft gegen die Decke der Stube.